

### "Kein Ort. Nirgends?" Das Subjekt der Erkenntnis und die Idee der Universität: einige Gedanken aus psychoanalytischer Perspektive

Gast, Lilli

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gast, L. (2010). "Kein Ort. Nirgends?" Das Subjekt der Erkenntnis und die Idee der Universität: einige Gedanken aus psychoanalytischer Perspektive. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 33/34(4/1), 153-171. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-386411>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

*Lilli Gast*

## › Kein Ort. Nirgends?‹

Das Subjekt der Erkenntnis und die Idee der Universität.  
Einige Gedanken aus psychoanalytischer Perspektive.

*Die Autorin stellt einige Überlegungen zu den Bedingungen der Subjektkonstitution an der studiengangreformierten Universität vor und fragt nach dem Schicksal des Erkenntniswunsches und Forschungsinteresses in den Bahnen des Bolognaprozesses. Sie formuliert in diesem Zusammenhang die These, dass an die Stelle einer Identifizierung der Subjekte mit ihrem Erkenntnisanspruch die Identifizierung mit (extern definiertem) Erfolg und eine Abwehr von Scham angesichts eines drohenden Scheiterns getreten ist.*

*Schlüsselbegriffe: Subjektkonstitution, Erkenntniswunsch, Identifizierung, Bolognaprozess, Neoliberale Gesellschaft*

*Also fragen wir beständig,  
Bis man uns mit einer Handvoll Erde  
endlich stopft die Mäuler –  
Aber ist das eine Antwort?<sup>1</sup>*

Im Juni 2008 wurde ich von den Organisatoren einer Projektwoche anlässlich der Studierendenproteste an der Leibniz Universität Hannover gebeten, zu der Vortragsreihe mit dem Titel *Studieren als Versuchskaninchen? Kritisches Denken und / oder Universität* einige Gedanken zu den Bedingungen der Subjektkonstitution an der studiengangsreformierten Universität beizutragen, alternativ auch gern, wie es in der Anfrage hieß, zum Stellenwert der Psychoanalyse an der Uni. Ich folgte der Einladung mit Vergnügen, zumal ich mich der vorgeschlagenen Alternative gar nicht zu stellen hatte, ist doch für mich das eine ohne das andere nicht zu denken – und eben diese Unauflöslichkeit der Verknüpfung zu begründen, wurde das Anliegen meines Beitrages.

Nun ist es ja so, dass Studierende, wenn sie ihr Studium aufnehmen, bereits konstituierte, in Zeit und Raum eingelassene Subjekte sind: Sie

sitzen und sprechen, um es mit Lorient zu sagen. Und doch geht es um konstitutive Prozesse, nämlich um die Konstitution von Erkenntnisprozessen, deren Subjekte wir, die Studierenden ebenso wie die Lehrenden, sind – um Erkenntnisprozesse, die ihren Ausgang finden im Erkenntniswunsch von Subjekten, um Erkenntnisprozesse also, die ihrerseits einer Situierung in Raum und Zeit bedürfen, um sich überhaupt ereignen zu können und die dann wiederum Eingang finden in die Ausgestaltung und in das Präsentwerden unserer Subjektivität, womit wir in einer schleifenförmigen Bewegung auf dem Schauplatz jenes Subjekts gelandet wären, von dem die Psychoanalyse so vortrefflich handelt. Von eben dieser Schleife handelt dieser Beitrag.

»Die Engel fliegen in Spiralen, nur der Teufel fliegt geradeaus« – Dies ist nicht etwa ein Merksatz aus dem Bestimmungsbuch unbekannter Flugobjekte, sondern die Quintessenz einer Erkenntnis der Hildegard von Bingen, die meine Überlegungen als leiser *basso continuo* augenzwinkernd begleiten wird. Nun hatte Hildegard von Bingen zwar nicht den von den Bolognafolgekongressen ausgelösten Paradigmenwechsel weg von der fach-orientierten, disziplinären Universitätslehre hin zu einer kompetenz- und anwendungsorientierten Hochschullehre im Sinn, aber mit Sicherheit eine vergleichbare Einführung mindestens dieser Größenordnung.

Nun kann man einwenden: »Was heißt: Einführung? Anwendungs-kompetenz ist doch großartig und kann wohl sicher nicht schaden.« Nein, schaden kann sie nicht, aber sie ist nicht genug! Denn was heißt eigentlich: »Kompetenz? Ganz offensichtlich ist es ein Begriff, der sich nicht selbst genügt, der nicht für sich (ein-) stehen kann. Kompetenz ist ein relationaler Begriff; er bedarf der inhaltlichen Erläuterung; er braucht eine Bezugsgröße, ein Referenzsystem, ein Objekt und irgendwann dann auch einmal ein Subjekt. Die Frage ist also: Kompetenz *wofür*, Kompetenz *worin*, Kompetenz in Bezug *worauf*? Und der Blick ins Wörterbuch macht die Sache auch nicht besser, wenn es uns die Synonyme »Zuständigkeit« und »Befugnis« anbietet. Eine kompetenzorientierte Hochschule hat es folglich mit der Erteilung von Befugnissen und der Erklärung von Zuständigkeiten zu tun. Und noch ein weiterer Aspekt liegt in diesem so schwachbrüstigen Begriff: das Verb »kompetieren«, also der Verweis auf

Konkurrenz und Rivalität. Spätestens hier erhebt sich nun die Frage: was hat Kompetenz mit Bildung zu tun, in welchem Verhältnis stehen sie zu einander?

Tatsächlich hat sich das Verständnis von Universität und die Einschätzung ihrer gesellschaftlichen Funktion in den letzten 20 bis 30 Jahren zunächst schleichend-erosiv und in den letzten knapp zehn Jahren, also seit der Bolognakonferenz 1999 und der dort beschlossenen Roadmap, dann drastisch-invasiv verändert – man kann sagen: im Jahrestakt mit jeder neuen Folgekonferenz eine Schraubenumdrehung mehr. Es handelt sich dabei nicht nur um einen skandalösen, sondern auch um einen, wie ich es sehe, ruinösen Zerfallsprozess. In der Tat, der Bolognaprozess stellt für die *deutschen* Universitäten strukturell die radikalste Veränderung und den fundamentalsten Einschnitt ihrer 200jährigen, mit Humboldt beginnenden Geschichte dar. Aus der *Idee* der Universität als ein Ort der Forschung und des Denkens, aus der Idee, die Universität stelle ein kulturelles Milieu dar, schlüpft nun, nach einigen auch nicht sehr ansprechenden Verpuppungen keineswegs der lang ersehnte Schmetterling der Realisierung dieser Idee, sondern im Gegenteil eine Lehranstalt McKinseyschen Zuschnitts, die sich an den Parametern Effizienz und Kosten-Nutzen-Relationen orientiert und, wenn dieser Prozess so weitergeht, an Bürokratie und Gleichschaltung in kürzester Zeit kaum zu überbieten sein wird. Nicht mehr das wissenschaftliche Selbstverständnis einer Fachdisziplin, nicht mehr die Rekrutierung des eigenen wissenschaftlichen Nachwuchses als ihr genuines Interesse strukturiert das Studium, sondern der Markt und dessen vermeintliche Anforderungen – oft genug, ja mehr denn je eine Schimäre, der hinterherzujagen sich die Universitäten nicht zu schade sind. Nicht der Qualität und Nachhaltigkeit des Input, sondern der Nützlichkeit und Verwertbarkeit des *outcomes* gilt das Hauptaugenmerk, was zu einer zunehmend peniblen Engführung der Studiengänge führt – euphemistisch ›Spezialisierung‹ genannt im Sinne einer, wie es heißt, ›Optimierung entsprechend den Anforderungen des Arbeitsmarktes‹. Kompetenz eben, Anwendungskompetenz!

Analog hierzu ist das Merkmal ›Qualifikation‹ zu einem Synonym für ›Praxis- oder Anwendungskompetenz‹ geworden, und zwar im Sinne von

Instruiertsein im Hinblick auf ein zumeist fiktiv umschriebenes Berufsfeld, das es so, in dieser komplexitätsreduzierten Umschriebenheit nicht gibt, wohl auch nie gegeben hat. Gleichwohl: Als qualifizierend wird das und nur das erachtet, was sich als *unmittelbar* nützlich und *prima vista* verwertbar ausweisen kann, und sei es auch nur auf dem Papier. Im Sinne dieser Verwertungslogik setzt sich Kompetenz aus dem funktionalen Erlernen von speziellen operativen Fertigkeiten und Techniken zusammen, wie sie in einem definierten Arbeitsfeld verlangt und erwartet werden. Nichts anderes gilt für die theoriebildende Forschung, die sich ebenfalls über die von ihr erbrachten direkten Nutzeffekte in der Praxis legitimieren muss – man denke nur an die Selektionsparameter der Drittmittelforschung und an deren kurzatmige Antragsintervalle. In einem solchen Kontext kann Theorie, jede Theorie, nicht anders denn als rein funktionale Praxistheorie verstanden werden, was sie zu einem Reflex, zu einem kruden Abbild des Bestehenden degradiert. Adorno nennt dies den »ohne Überschuß in die Praxis heimbefohlene[n] Geist« (1977, S. 768), dessen Pragmatismus auf eine affirmative »Vereidigung der Erkenntnis auf bestehende Verhältnisse« (vgl. ebd., S. 761) hinausläuft. Auf der Ebene der sich daraus ergebenden impliziten Zielstellung der Universität kann man in diesem Zusammenhang von einer Abkehr von den komplexen Prozessen der Erkenntnisbildung zugunsten einer Bewegung hin zu instrumentellen Fertigkeiten sprechen, von einer Komplexitätsreduzierung im Dienste der unmittelbaren Anwendbarkeit oder, wenn man so will, von der Analyse bzw. der daraus hervorgehenden Erkenntnis zur Pragmatik der schnellen Lösung. Engel fliegen in Spiralen, der Teufel geradeaus...

Mit diesem Fazit ist bereits eine implizite Aussage über die Institution Universität als Lebenswelt und die in dieser Lebenswelt sich bewegenden Subjekte getroffen, die vor diesem Hintergrund auf eine spezifische Weise adressiert werden. Doch ehe ich dem nachgehe, möchte ich zuvor noch einen anderen Punkt kurz aufgreifen, der als großer Vorteil der Studienreform gehandelt wird: ich meine die Modularisierung und Vereinheitlichung der Studiengänge im Dienste einer gesamteuropäischen Angleichung, die den Studierenden ungeahnte Möglichkeiten der Studienfreiheit innerhalb dieses »europäischen Hochschulraumes« bescheren soll. Abge-

sehen davon, dass es mit fast allen europäischen Ländern seit vielen Jahren bilaterale Übereinkünfte zur gegenseitigen Anerkennung der akademischen Abschlüsse gibt, trägt eine solche Vereinheitlichung, zumindest *prima vista*, ohnehin wohl vor allem den Anforderungen eines geöffneten *Arbeitsmarktes* in der EU und dessen Interessen Rechnung. Das Argument nämlich, dass die Modularisierung und vor allem die einheitliche Curricularisierung der Hochschullehre vor allem die Flexibilität und Mobilität der Studierenden fördere, dass es sie bereichere und ihnen mehr Freiheit schenke, sitzt einem Denkfehler auf. Die Akkreditierung der Studiengänge und das System der *credit points* etc. beruhen auf der Übereinkunft, dass idealiter an allen Universitäten das gleiche und in gleicher Reihenfolge gelehrt werden soll, und wollen genau dies sicherstellen. Studierende sollen, so das Ziel, von einer zu anderen Universität innerhalb der EU reisen und ihr Studium am neuen Ort genau an der Stelle fortsetzen können, an der sie es am alten Ort unterbrochen haben. Der Preis hierfür ist der Verzicht der ›Universitäten a la Bolognese‹ auf ihr je besonderes Profil, auf ihre markanten Schwerpunkte, auf ihre idiosynkratischen Besonderheiten. Dieses Abschleifen der Ecken und Kanten, nicht nur in Gestalt der wissenschaftlichen, inhaltlichen Schwerpunkte in Forschung und Lehre, sondern auch in Person möglicherweise eigenwilliger VertreterInnen des Faches, ist, und dies wird in der gängigen und mittlerweile allseits leidvoll bekannten Berufungspraxis immer deutlicher, immerhin eines der Herzstücke der Reformumsetzung. Seibt nennt diese Entwicklung die Verwandlung der Universitäten in eine ›gemeineuropäische Kadettenanstalt für die Akteure des Arbeitsmarktes‹ (vgl. 2008, S. 106), der sich, wie anzufügen wäre, allerdings selbst so schnell wandelt, dass die erlernten Fertigkeiten, die ›Kompetenzen‹, ohnehin eine nur mangelhafte Nachhaltigkeit aufweisen werden. Doch das ist eine andere Geschichte, die ich nicht vertiefen möchte. Worauf ich hier lediglich hinaus will, ist Folgendes: Wenn nun an allen europäischen Universitäten oder ›Lehranstalten‹, was womöglich die angemessenere Bezeichnung wäre, das gleiche gelehrt wird, wenn man nicht sagen kann: dort forscht und lehrt der oder die, dort wird eine Lesart meines Studienfaches vertreten, die mich bereichert und in der ich eine Perspektive für mein eigenes Denken sehe, warum

sollte man dann den Studienort wechseln wollen? Höchstens doch wegen der Unterschiedlichkeit der Clubszene der jeweiligen Stadt, wegen ihrer Museen, ihrer Galerien, ihrer Theater und Cafes – zweifellos alles ausgezeichnete Gründe –, aber sicherlich nicht wegen einer besonderen Profilbildung des universitären Milieus. So wie jedes *Holiday Inn*-Motel oder jedes *MacDonalds*-Restaurant, wo auch immer auf der Welt es sich befinden mag, immer gleich aussieht, so soll dies, zumindest der Blaupause nach, auch für die durchreformierte Universität gelten. Aber wenn die europäischen Universitäten den vielfältigen Facetten einer Disziplin, auch ihren wissenschaftlichen Kontroversen, keinen Ort geben können, wenn die Universitäten als je *spezifische* Orte keine Topographie, keine Landschaft mehr bilden, welche Folgen hat das für die Entwicklung einer Disziplin, ja einer wissenschaftlichen Kultur?

Wo in dieser Szene kommt nun aber das Subjekt und die Konstitution seiner Subjektivität ins Spiel? Tatsächlich hat es die Bühne schon längst betreten: Die Humboldtsche Bildungsidee, als deren institutionelle Entsprechung – wenn auch in der Umsetzung nie erreicht – die deutsche Universitätstradition sich ja letztlich verstand, geht weit über Ausbildung im eben diskutierten engen, umgrenzten und instrumentell-funktionalen Sinn hinaus; Universität als Milieu umschließt Selbstbildung, ist ein *way of life*, setzt, wenn alles gut geht, am Erkenntniswunsch der Subjekte an, fördert diesen Erkenntniswunsch und stellt ihm Denkmethode und Forschungspraxen zur Verfügung, die ihm zu seiner Formulierung und Konturierung verhelfen. Bildung sei das Erkennen von Eigenem, sagt Humboldt, und dem liegt eine tief sokratische Idee zugrunde. Für die Studierenden ist das Studium und die Universität als die Topographie dieses inneren, ideellen Ortes eine Art Moratorium, ein begleitetes Orientieren in Denk- und Deutungswelten, das vielleicht, wenn alles gut geht, in einem Finden und einer ersten Verwurzelung in dem einmündet, was einmal eine Denkheimat, ein intellektuelles Zuhause sein kann. Und für die WissenschaftlerInnen, die Lehrenden und Forschenden ist es eine Lebenswelt, die ihnen die Freiheit jener Denkbewegung ermöglicht, die nötig ist, um Bestehendes zu überschreiten, um in systematischer Weise Einfälle zu

produzieren, um Perspektivwechsel probenhalber herbeizuführen, um die analytischen Instrumente immer wieder neu zu justieren.

Die Neugierde sei die Tochter der Unwissenheit und die Mutter der Wissenschaft, wissen wir von dem Philosophen Vico, ein Freigeist und wilder Denker seiner Zeit. Doch wo bleibt diese Neugierde, wie kann sie sich entfalten angesichts der reformeifrigen Einführung eines komplexen Systems von Leistungspunkten, Leistungskontrollen und Prüfungslawinen, die den bereits erwähnten Gustav Seibt in seinem Nachruf auf die Humboldtsche Bildungsidee zurecht dazu veranlasst, von einer ›Einzwängung und Überwachung der individuellen Neugier‹ zu sprechen (2008, S.99). Doch ich möchte hinzufügen: nicht nur Überwachung und Einzwängung – auch Beschädigung, wenn nicht gar Zerstörung! Die Hierarchisierung und Bürokratisierung der Universität führt zu einer, psychologisch gesprochen, Ersetzung der intrinsischen durch eine extrinsische Motivation, was genau dem umgekehrten Verlauf des bislang als wünschens- und erstrebenswert Erachteten entspricht. Gerade diese Außensteuerung in Gestalt von kontinuierlichen Prüfungsforderungen und Kontrollen pervertiert und korrumpiert den Wunsch zu Wissen – die Wissbegierde – und die Neugier auf Erkenntnis in perfider Weise und führt jegliches Pochen auf Qualitätsstandards in Lehre und Ausbildung *ad absurdum*. Statt nämlich die Lust an der Erschließung von neuen Denkwelten, an der Entwicklung neuer Fragen und dem Durcharbeiten von komplexen Zusammenhängen zu fördern und auf diese Weise ein selbstbewusstes und eigenständiges Denken zu fördern, wird durch Strukturen dieser Art die Abhängigkeit von Gewissheiten und der sie legitimierenden Autoritäten etabliert. Das wirklich Groteske und auch Empörende daran aber ist der Umstand, dass Studierende heute ein immerhin selbstgewähltes, an persönlichem Interesse und fachlicher Neigung orientiertes Studium beginnen und, überpointiert gesagt, *ab initio* mit einer Art institutionellem Misstrauen belegt werden, das ihnen unterstellt, sie wollten sich Studienfolge erschleichen, sie lehnten es ab zu lernen, sie interessierten sich nicht freiwillig für ihr Fach etc. Was für ein Menschenbild! Man kann sagen: Die erste sozialisierende Erfahrung an der reformierten Universität besteht in der Zerstörung des Wunsches und der nachfolgenden



Erzwingung von Interesse und Verbindlichkeit. Die libidinöse Besetzung des Studieninhaltes wird erstickt unter dem Interesse, die nächsten vorgeschriebenen Module abzuhaken und die nächste Prüfung, die nächsten Kontrollen zu bestehen, das Studium hinter sich zu bringen: Bulimie-Learning ist der dafür kreierte Neologismus. Doch wozu das alles, möchte man ausrufen: *Cui bono?* Was ist damit gewonnen?

Psychoanalytisch könnte man nun fragen: Ist das lediglich eine unerwünschte Nebenwirkung, sozusagen eine List der Vernunft, mit der sich unter der Hand ein gegenteiliger Effekt Geltung verschafft oder ist in all dem womöglich eine verborgene sinnhafte Gestalt zu erkennen, können wir dieser kontraproduktiven Inszenierung vielleicht den Schattenriss einer Bedeutung abringen? Folgt dies alles möglicherweise einer ganz anderen Logik, birgt es einen Mehrwert anderer Ordnung? Ich möchte im Folgenden ein paar, eher assoziative Überlegungen, gleichsam als Thesen getarnte Spekulationen zur Diskussion vorschlagen, die mir dazu durch den Kopf gehen.

Wenn man davon ausgeht, dass jede berufliche Sozialisation, ja jegliches Eingebundensein in institutionelle Zusammenhänge im Kern mit Identifizierungen zu tun hat, dass gesellschaftliche und institutionelle Strukturen ihre Wirksamkeit und nachhaltige Verankerung in den Subjekten in den Bahnen komplexer Identifikationsprozesse entfalten, so stellt sich die Frage, welche Identifizierungen das gegenwärtige System eigentlich fördert (und fordert!). Mit welcher Art von Identifizierung haben wir es zu tun, was ist sein Objekt? Oder genauer gefragt: Könnte es wohl sein, dass mit der Struktur der reformierten Universität eine möglicherweise durchaus erwünschte Verschiebung des Identifizierungsobjekts einhergeht, die sich in eben dieser immanenten Logik der Reform immer wieder aufs neue bestätigt und validiert?

Meine Idee oder Vermutung dazu ist, dass an die Stelle einer Identifizierung mit dem Erkenntniswunsch, dem eigenen und dem der wissenschaftlichen Disziplin, die Identifizierung mit Erfolg und die Abwehr des drohenden Scheiterns getreten ist. Überpointiert ließe sich auch formulieren: Das neoliberale Wertesystem und der neoliberale Forderungskatalog an die Subjekte hat – wenig überraschend, aber nicht minder unange-

nehm – seine strukturelle Entsprechung in den Studienreformen gefunden und greift von hier aus in die berufliche Sozialisation und Identitätsbildung der Studierenden ein, ja mehr noch, sie reformiert das Selbstverständnis nicht nur der Institution und der in ihr beheimateten wissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch *aller* in ihr und mit ihr lebenden und interagierenden Subjekte. Das klingt banal, ist es wohl auch, aber dennoch der vorläufige Höhepunkt einer langen schmerzlichen Geschichte von Verfehlung und Verlust, wenn man bedenkt, mit welchen Möglichkeiten die Institution der Universität mit ihrer potenziell so hochambivalenten gesellschaftlichen Funktion hier Schindluder treibt. Ich komme unten noch einmal darauf zurück.

Zuvor sei ein näherer Blick auf meine These einer Verschiebung des Identifikationsobjektes gestattet, und zwar anhand des aktuellen psychoanalytischen Diskurses über die narzisstischen Depressionen, dessen Befunde, wenngleich international und vielfältig orchestriert, in Deutschland zur Zeit vor allem am *Frankfurter Sigmund Freud Institut* zusammengefasst und gebündelt werden. Wie Rolf Haubl in seinem Übersichtsreferat auf der Herbsttagung der *Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung* (DPV) 2007, auf das ich mich im Folgenden stütze, ausführte, figuriert die narzisstische Depression hier als eine der *modernen* Leiden der Seele, als eine spezifische Depressionsvariante, wie sie vor allem in modernen westlichen Gesellschaften seit einigen Jahren immer häufiger zu beobachten ist. Während sich die klassischen depressiven Erkrankungen um Schuldkonflikte konstellieren und die Angst thematisieren, Konventionen zu brechen, Außenseiter zu sein und gegen Konformitätsforderungen zu verstoßen, so geht es in narzisstischen Depressionen nicht um Schuld, sondern vor allem um narzisstische Konflikte wie Scham und um Versagensängste. Neben Insuffizienzgefühlen und der Angst zu Scheitern spielen auch hypochondrische Ängste eine Rolle, in denen mögliche Einbußen der eigenen Funktions- und damit Leistungsfähigkeit befürchtet werden, wobei auf die Leistungsseite entsprechend des gesellschaftlichen Erlebnisimperativs auch die maximale Genuß- und Erlebnisfähigkeit gehört.

Die narzisstischen Affekte Scham und Stolz sind an ein grandioses Ich-Ideal gebunden – ein Ich-Ideal, an dem sich die Selbstwertregulation

orientiert und das die Fallhöhe des Absturzes definiert. Man kann also sagen: in der Schamdepression sind die Über-Ich-Konflikte, wie sie für die Schulddepressionen charakteristisch waren, durch die Versagensangst gegenüber den eigenen narzisstischen Idealbildung abgelöst. Das verweist auf einen bedeutsamen Vorgang in den Subjekten: Schuldkonflikte haben immer ein Objekt – ein konkreter Anderer, eine Norm, ein Kollektiv etc. –, dem gegenüber das Subjekt Rechenschaft ablegt, dem gegenüber es sich aber auch behaupten kann. Das Scheitern angesichts narzisstischer Idealbildung indes ist von anderer Art: es ist hochindividualisiert, insofern das Subjekt sich selbst ausgeliefert bleibt, wobei, und dies ist für unseren Zusammenhang wesentlich, der Inhalt der Idealbildungen auf Bilder und Ansprüchen reagiert, die ihrerseits dem Subjekt äußerlich sind, die an anderer Stelle definiert und von dort an das Subjekt herangeführt und ihm als erstrebenswert, als wünschenswert angetragen wurden. Bei näherer Betrachtung stoßen wir also auf ein fast paradoxes Bild: Der Schuldkonflikt, der sich, salopp gesagt, zwischen den Wünschen des Subjekts und den Normen seines Kollektivs aufspannt scheint dem Subjekt weit mehr Freiheit der Selbstgestaltung zu lassen als der Schamkonflikt, in dem das Subjekt auf sich selbst zurückgeworfen zu sein scheint. Einer der Gründe, warum dies so ist, liegt darin, dass der Über-Ich-Konflikt auf einen libidinösen Wunsch reagiert, die narzisstische Scham aber auf das Versagen angesichts normativer Ansprüche, im Grunde fremde Wünsche also, die sich als eigenes Ideal im Subjekt eingenistet haben. Scham und Stolz bilden hier die affektiven Pole der narzisstischen Selbstwertregulation in ihrer jeweiligen Abhängigkeit von der Übereinstimmung bzw. dem Auseinanderklaffen zwischen Ich und Ich-Ideal.

Nun haben klinische Depressionen eine überaus komplexe Ätiopathogenese, aber in ihrem Formenwandel spiegeln sie doch, vereinfacht gesagt, die innere Verfasstheit einer Gesellschaft und deren Anforderungsprofil an ihre Mitglieder gleichsam *ex negativo* wider. Häufungen von bestimmten Psychopathologien oder Clusterbildungen von spezifischen Störungsbildern bilden die Spitze des Eisbergs und können, mit aller Vorsicht angesichts ihrer multifaktoriellen Komplexität, als Seismographen oder Indikatoren grundlegenderer Verwerfungen innerhalb der Sozialstruktur

gelesen werden. Mit ihnen im Rücken kann man fragen: Welche Lebensereignisse werden als besonders kritisch erlebt und was sind die dominanten Ängste der Mitglieder einer Gesellschaft oder anders formuliert, welcher Art sind die gesellschaftsspezifischen Angstmuster zu einem gegebenen Zeitpunkt und über welche spezifischen psychischen Bewältigungs- oder Abwehrstrategien müssen die Subjekte verfügen, um die an sie gestellten Anforderungen überhaupt erfüllen zu können und den kollektiven Erwartungen zu entsprechen.

Flexibilität ist ja bekanntlich das Zauberwort, das den neoliberalen Gesellschaftswandel zugleich begleitet und ermöglicht – und mit Flexibilität verband Sennett, der Urheber dieser soziologischen Diagnose, nicht etwa die semantische Bedeutung im Umfeld von Selbstbestimmtheit, geistiger Beweglichkeit und Orientierungskraft, sondern die Fähigkeit zu einer maximalen Anpassungsfähigkeit der Mitglieder einer Gesellschaft an sich verändernde äußere Gegebenheiten. Neben dieser funktionalen Flexibilität ist noch eine weitere Kompetenz gefordert, auf die auch Haubl hinweist, nämlich Reversibilität, also die Bereitschaft und Fähigkeit, jede einmal getroffene Lebensentscheidung, beruflich wie privat, falls erforderlich revidieren zu können, um von vorn zu beginnen und sich völlig neu zu entwerfen.

Dieser Forderungskatalog an die Mitglieder einer neoliberalen Gesellschaft ist Ihnen natürlich nicht neu. Da es sich aber dabei um in erster Linie soziologische Kategorien handelt, möchte ich im Folgenden auf einige in diesen Kategorien enthaltene Aspekte aufmerksam machen, die direkt mit der Frage nach der Subjektivität und deren Konstitution zusammenhängen. Sehen wir uns die ›neoliberalen Kompetenzen‹ also näher an. Die Flexibilität, um die es hier geht, bezieht sich nicht vorrangig auf eine kreative Beweglichkeit, sondern auf die Fähigkeit zur pragmatisch-funktionalen Anpassung. Das setzt eine gewisse Außengeleitetheit der Subjekte voraus, also deren Bereitschaft, ihren eigenen Mittelpunkt nicht in erster Linie im eigenen Wünschen und Wollen zu verankern, sondern in ihr Umfeld auszulagern. Ein ähnliches Bild ergibt sich für den Faktor Reversibilität: Um sich immer wieder neu entwerfen zu können, um biographische Abbrüche ohne großen psychischen Schmerz in Kauf nehmen

zu können, und zwar ohne es als Lebenskrise werten zu müssen, darf die Bindung an die eigene Lebenswelt, an die sie konstituierenden Wünsche und an die diese Lebenswelt markierenden Objekte nicht zu ausgeprägt sein. Sinn und Bedeutung müssen sich demzufolge über andere Konstellationen herleiten, und zwar über Zusammenhänge, die außerhalb des Subjekts liegen und über ebenso komplexe wie filigrane Prozesse in dessen Subjektivität hineinreichen, die psychoanalytisch aufzuschließen wären.

Also fragen wir: Warum sollten Subjekte das zulassen? Warum sollten sie sich in dieser Weise ausliefern, manipulierbar und manövrierbar machen? Ich denke, dass hier erstens Identifikationsprozesse am Werk sind, die möglicherweise die Grenze zwischen Innen und Außen, zwischen dem Subjekt und seiner Objektwelt diffus und verschwommen machen, und dass dies zweitens mit beachtlichen narzisstischen Gratifikationen verbunden ist, wobei beide Dimensionen in einem engen Wechselverhältnis ineinander verwoben sind.

Tatsächlich geht der neoliberale Wandel ja mit dem Versprechen an die Subjekte einher, frei von Konformitätszwängen und konventionellen Einschränkungen an der Vervielfältigung möglicher Lebensstile und Selbstentwürfe teilhaben zu können (>erlaubt ist, was gefällt<), was ja zweifellos ein gewaltiger Zuwachs an persönlicher Freiheit und Selbstbestimmung wäre – doch ich bleibe im Konjunktiv. Denn selbstverständlich unterliegen wir nach wie vor, allenfalls sublimieren Konformitätsforderungen, und sei es auch nur die, möglichst unkonventionell, eben ganz individualisiert zu sein. Die Phantasie, sich völlig unabhängig von Normen und Erwartungen zu entwerfen, ist in sich, *per se* bereits eine zutiefst narzisstische Phantasie; es ist das narzisstische Phantasma der Selbstzeugung als Ausdruck einer ultimativen Individualisierung im gemeinsamen Unbewussten einer neoliberalen Gesellschaft. Man kann also vermuten, dass die Gratifikation auf der Habenseite vor allem in der Teilhabe an diesem kollektiven Phantasma und dessen Indienstnahme für eigene Interessen besteht. Es ist eine Schimäre, die die Realität niemals einlöst, die aber die Identifizierungsbereitschaft der Subjekte mit den an sie gestellten Forderungen stimuliert. Der Preis für dieses Dispositiv, wie Foucault es wohl nennen würde, besteht in der radikalen Individualisierung des Ver-

sagens und der Angst der Subjekte vor ihrem Scheitern. ›Du hast keine Chance, aber nutze sie‹, ist in ihrer ironisch-verzweifelten Trotzigkeit die wohl hellsichtigste Formel für den Niederschlag dieses gesellschaftlichen Strukturwandels in den Subjekten. Nicht etwa Trauer, sondern Selbstwertkonflikte, narzisstische Größenphantasien gepaart mit narzisstischer Wut, Scham, Enttäuschung und Neid sowie Angst vor dem sozialen Abstieg und dem Verlust der sozialen Anerkennung sind die Ingredienzien der narzisstischen Depression. Je mehr ein Subjekt mit den neoliberalen Erfolgsparametern identifiziert ist und diese nicht etwa als Über-Ich-Forderung erlebt, sondern auf narzisstischer Ebene als Ich-Ideal eingesetzt hat, umso mehr ist es den Kränkungen und Beschämungen ausgesetzt, die aus der Konfrontation dieses Anspruchs mit den realen, eben sehr begrenzten Möglichkeiten seiner Verwirklichung hervorgehen muss (vgl. Haubl, 2007). Und eben weil sich die faktische Unmöglichkeit einer Verschmelzung mit dem Ich-Ideal als persönliches Versagen und Scheitern übersetzt, bleiben die Subjekte so narzisstisch gebunden und ausgeliefert an diese Forderungen. In einer solchen Konstellation der Angewiesenheit sind gesellschaftlicher Erfolg und soziale Anerkennung die effizientesten Instrumente zur Bewältigung oder Abwehr der Scham und der Angst zu scheitern. Erfolg wird so zu einer vitalen psychischen Ressource, die aber nicht jedem zur Verfügung steht. Tatsächlich ist es ein knappes gesellschaftliches Gut, um das, wie Haubl zurecht bemerkt, »unter Einsatz aller Kräfte konkurriert [wird]. Erfolgreiche Gesellschaftsmitglieder stellen ihren Erfolg gut sichtbar heraus, um den Neid ihrer Konkurrenten [...] als Anerkennung zu verbuchen« (2007, S.21). Dieser Erfolg ist kein Sahnehäubchen, kein Überschuss, der sich infolge einer gelungenen Bewältigung einer Herausforderung einstellt, die ihrerseits dem Subjekt als Quelle der persönlichen Befriedigung dienen kann, sondern er ist das Mittel der Wahl, die *ultima ratio*, das *sine qua non* zum Erhalt des psychischen Gleichgewichtes, die Stellschraube der Selbstwertregulation. Die daraus entstehenden Abhängigkeiten sind unschwer zu erraten, und auch die Außengeleitetheit, um nicht zu sagen: Entfremdung, die einer solchen Angewiesenheit innewohnt, leicht zu erkennen. Das sich selbst verantwortliche und über sich Rechenschaft ablegende Subjekt, von dem Freud und

Adorno handelten, das Foucault infrage stellte und dessen heutige Bedingungen neuerdings Butler untersucht, dieses Subjekt der Verantwortung mit all seinen Leidenschaften und Ansprüchen, mit seinen Widerständen und seiner Subversivität, dieses schuldhaft verstrickte und sich im Konflikt konstituierende Subjekt tritt zurück und an seine Stelle rücken Subjekte, die zunehmend in eine Abhängigkeit von einer ihnen äußerlichen Instanz geraten, von der sie mit Sinn und Bedeutung versorgt werden oder die sie andernfalls leer und entwertet auf sich zurückwirft.

Will man von diesen sozialpsychologischen Befunden zu den Strukturen der studienreformierten Universität zurückkehren, dann schlage ich den Weg über die Frage nach dem Schicksal des Wunsches vor, denn für die Psychoanalyse sind wir Subjekte weil und insofern wir wünschen. Daran ändert auch ein neoliberaler Gesellschaftswandel nichts. Allerdings: auf die *Gestalt* der Wünsche und die Wahl der Wunschobjekte nimmt dieser Wandel unglücklicherweise sehr wohl Einfluss.

Ich habe eingangs die Frage aufgeworfen, welcher Logik die statthabende Trivialisierung des Studiums mittels einer Studienreform gehorcht, die den initialen Erkenntniswunsch der Studierenden beschädigt, wenn nicht zuweilen gar zerstört. Könnte es sein, dass gleichsam mit der Verschiebung der Identifikation vom Erkenntnisinteresse zum Erfolg eine analoge Verschiebung der Wunschökonomie einhergeht und dass diese Verschiebung durchaus funktional und erwünscht ist? Dass gleichsam die Verankerung der Subjekte in ihrem Erkenntniswunsch gelockert werden soll, dass die libidinöse Besetzung der Fragen selbst, eben jene Spiralen, in denen ein Erkenntnisprozess in zuweilen skandalös unberechenbarer Weise verläuft, unterlaufen werden soll, dass die Identifizierung mit dem eigenen Denken angesichts der ökonomischen Desiderate als dysfunktional erachtet und im Grunde als störend empfunden wird? Die Dysfunktionalität könnte man mit Blick auf die erwünschte Flexibilität und Reversibilität klären, die doch beide durch eine libidinöse Rückbindung in einen intrinsischen Erkenntniswunsch empfindlich beeinträchtigt würden. Doch worin bestünde die Störung, was wäre das Verstörende daran?

In Annäherung an diese Fragen möchte ich noch einen letzten Blick zurück auf die *Idee* der Universität, gerade in der deutschen Tradition,

werfen. Humboldt konzipierte sie als ein Ort des freien Diskurses und verband mit ihr die Freiheit von Forschung und Lehre – eine Idee, die bekanntlich von Beginn an schweren Angriffen und Verwerfungen ausgesetzt war, weil von ihr gleichsam *ab ovo* offenbar unendlich Bedrohliches auszugehen schien. Es waren und sind dies im übrigen Verwerfungen, die in die Formierung des Wissenschaftsdiskurses selbst eingingen und sich dort tief eingewurzelt haben. *Pars pro toto* hierfür steht die Austreibung der Subjektivität als Störfaktor aus der nomothetischen positivistischen Wissenschaftstradition oder der Diskurs der Objektivität. Jede Zeit und jede gesellschaftliche Verfasstheit hat ihre je eigenen Maßnahmen ergriffen, dieser potenziellen Bedrohung, die von der Idee der Freiheit von Lehre und Forschung ausgeht, zu begegnen, Beschneidungen, Maßregelungen etc. einzuführen. Um so wichtiger ist es deshalb, ihrer neuerlichen Preisgabe, ihrer ›zeitgemäßen‹ Trivialisierung und Erosion mit Verlustgefühlen zu begegnen, denn es ist die Trauer um das Verlorene, die die Diskrepanz zwischen Ist und Soll in sich aufbewahrt und die Idee der Universität in eben jenen Bahnen des Verlustes als einen inneren Ort, gleichsam als innenweltliche Topographie der Erkenntnislust und der Neugierde, des freibeweglichen Denkens und der intellektuellen Abenteuer konturiert. Und es ist eben diese Trauer – auch sie nicht frei von melancholischen Einschlüssen –, die das Vergessen und die Aufgabe des geraubten Objekts verweigert, den Anspruch und das Beharren wider den Zeitgeist libidinös unterfüttert und die Kritik an der trivialen Pragmatik wach hält. Und es gibt vieles zu betrauern und auf vieles zu bestehen, denn der Verlust ist beträchtlich, bedenkt man die Möglichkeiten, die dieser Idee innewohnen. Welche andere gesellschaftliche Institution wenn nicht die Universität wäre wohl in der Lage, die diskursiven Prozesse, die unsere Gesellschaft erzeugt und bewegt und die oft genug vordergründig aktualpolitisch geführt werden, reflektierend zu begleiten?

So wie ich es sehe, ist die Universität dazu prädestiniert, in die gesellschaftlich relevanten Auseinandersetzungen, in der Regel sind dies Debatten über ethische Fragen, ein anderes Taktmaß einzuführen; sie muss sich in den gesellschaftlichen Strom hineinbegeben, und zwar ohne sich von ihm durchströmen zu lassen. Im Gegenteil: sie muss sich in ihm quer stel-



len, muss den Fluss verzögern und diskursive Verwerfungen wie ein Seismograph aufspüren. Sie muss verstören und sich verstören lassen, um sich als Ort der Reflektion legitimieren zu können – als ein Milieu, das das, was um es herum geschieht und wovon es selbst ein Teil ist, zu bedenken und im Bedenken darüber hinauszugehen. Denn um nicht geringeres geht es: um die Universität als Heimstatt von Theorie in ihrer Potenzialität, Bestehendes im Sinne Adornos denkerisch zu überschreiten, den *status quo* analytisch durchdenkend zu transzendieren und Distanz zu halten zu jenen affirmativen Ansprüchen, die immer an Wissenschaft herangetragen werden.

In dem Moment, in dem sich die Universität als Trainingslager für Praxiskompetenz und nicht mehr oder nur noch randständig als wissenschaftsproduktiver, kreativer, diskursiver Ort identifiziert, verlässt sie ihre referenzielle, hochsignifikante gesellschaftliche Position als Milieu eines umfassenden Bildungsdiskurses, als jener gesellschaftlich designierte Raum, der Kultur jenseits ihrer Nützlichkeitserwägungen bewahrt und für deren transgenerationelle Verfügbarkeit sorgt. Müßig zu erwähnen, dass dies ein anderes Selbstverständnis der Subjekte zeitigt, dass hier eine andere Subjektivität zum Vorschein kommt.

»Man kann sich doch einem Gedankengang hingeben, ihn verfolgen, soweit er führt, nur aus wissenschaftlicher Neugierde oder, wenn man will, als *advocatus diaboli*, der sich darum doch nicht dem Teufel selbst verschreibt«, schreibt Freud (1920, S. 64), und besteht mit diesen Worten auf einem Denken, das seinen Nutzeffekt und seine Verwertbarkeit nicht im Vorhinein legitimierend begründen möchte.

Damit steht Freud dem Humboldtschen Bildungsideal sehr nahe. Humboldt versteht Bildung als den Weg des Individuums zu seiner eigenen, unverwechselbaren Individualität – und ›Individualität‹ bildet hier den diametralen Gegensatz zur ›Individualisierung‹ als Folge der neoliberalen Logik, wie ich dies hier kurz skizziert habe: es ist vielmehr das Eintreten des ›Jemand‹ ins Beliebige, des Besonderen ins Allgemeine, also das In-Erscheinung-Treten des Subjekts als Subjekt seines (Erkenntnis-) Wunsches. Es geht, so Humboldts *credo*, um das Erkennen vom Eigenen und darum, das Subjekt und seine Welt in ein, wir würden heute sagen: dialek-

tisches Verhältnis des Aufeinanderbezogenseins, der Verwobenheit ineinander zu bringen – das Erkennen des Eigenen fordert die orientierende Auseinandersetzung mit Fremdem, die Kartographierung eines unbekannten Terrains, das Probedenken in und mit fremden Denkwelten. Das ist Denken, Forschen und Studieren als zutiefst libidinöses, triebgegründetes Geschehen, als intellektuelles Abenteuer, womöglich mit Herzblut betrieben, ein sich *Ausliefern* an die Unbedingtheit des Wissenwollens, an einen Erkenntniswunsch, dem man folgt, wie Freud schreibt, aus wissenschaftlicher Neugierde, und zwar so weit, wie er einen führt.

Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet Freud diesen Stoßseufzer formulierte. Ich habe an anderer Stelle versucht zu zeigen, in welchem Maße die Psychoanalyse bzw. psychoanalytisches Denken dem Desiderat eines risikanten Denkens und einer freigeistigen, freiheitlichen Forschungshaltung entspricht und daher so wenig in die bürokratisierte und drittmittelgeknepelte Universitätslandschaft passt und weshalb sie genau deshalb so unverzichtbar ist (Gast, 2005).

Die Psychoanalyse ist entstanden, weil sich Freud als Subjekt seines Erkenntniswunsches dafür entschieden hat, den eigentümlichen Bewegungen seines Gegenstandes zu folgen, auch wenn ihn dies über die akademisch ausgehandelten Grenzen seiner Fachdisziplin hinausführte. Die Hingabe an eine Frage, und zwar ungeachtet der Gewissheit, eine Antwort zu finden, das Aushaltenkönnen von Ungewissheit, das Ertragen von Nichtwissen sind Erfahrungsqualitäten, die uns, egal ob als Studierende oder als Wissenschaftlerinnen, Forschende oder Lehrende, nur als *Subjekte* unserer Erkenntnis und unseres Wunsches zugänglich sind, nicht aber als Lehrlinge oder Agenten einer algorithmischen Lehrmeinung. Nicht der ›Besitz der Wissenschaften‹, sondern der ›Nicht-Besitz der Wahrheit‹ trage zur Befreiung des Menschen bei, schreibt der Philosoph Hans Blumenberg in seinem Buch *Arbeit am Mythos* (1996). Und der englische Dichter Keats (1795-1821) nennt diese Fähigkeit, den ›Nicht-Besitz der Wahrheit‹ zu *ertragen* »negative capability« (1817)<sup>2</sup> – eine Wendung, die Bion dann später für seine Theorie aufgriff. Er, Keats, umschreibt sie als die innere Möglichkeit, »das Ungewisse, die Mysterien, die Zweifel zu ertragen ohne alles aufgeregte Greifen nach Fakten [...]« (ebd.), und tat-

sächlich wohnt dem Zweifel und der ihm entsteigenden Frage ein profund kritischer Impuls inne, der vermeintliche Selbstverständlichkeiten auf den analytischen Prüfstand ihrer historischen Gewordenheit und inneren, oft genug unbewussten Logik legt. So könnte man die Psychoanalyse, ihre Erkenntnistheorie und ihre Denkmethode als eine zum Diskurs erhobene und zur Wissenschaft raffinierte »negative capability« bezeichnen, womit sie – heute mehr denn je – den faktischen Kontrapunkt zum gegenwärtigen Selbst- und Wissenschaftsverständnis der Universitäten darstellt.

Muss ihre Methode des systematischen Zweifelns, jene Bewegung des langsamen Aufschließens eines Problems, jene reflexive und in gewisser Weise dekonstruierende Annäherung an ein Phänomen, das immer wieder neue, andere Fragen gebiert und eine Vervielfältigung der Perspektiven und Bedeutungen hervorbringt, muss eine solche Denkmethode nicht eine einzige Provokation sein für einen Universitätsbetrieb, der dafür zu sorgen hat, dass er Lösungsalgorithmen produziert und diese dem vordergründigen Kompetenzerwerb der massenhaft durchzuschleusenden Auszubildenden zur Verfügung stellt? Ist jenes innehaltende Denken der Psychoanalyse, jene Forschungshaltung, die einem nicht-linearen Rhythmus folgt, die sich in Widersprüchen, Gleichzeitigkeiten, Nachträglichkeiten, Gegenläufigkeiten und Antinomien bewegt, nicht ein subversiver Gegenstrom zum pragmatisch-alltagsgeschäftlichen, einer unerbittlichen Verwertungslogik unterworfenen Diskurs, der, statt sich mit der Suche nach den richtigen Fragen zu beschäftigen, eilig nach der Formel für schnelle Antworten schielt?

Die Hybris der Gewissheit inszeniert sich als Antwort. Die Antwort hat ein konturiertes Objekt, ein klares Ziel, eine definierte Funktion, und vor allem: sie schließt eine Denkbewegung ab, nicht auf; sie beendet eine Suche. »Früher dachte man..., heute weiß man...« ist eine autoritäre, ignorante Wendung, nämlich eine, die die Gewissheit als Fortschritt ausgibt und das fragende, forschende, zweifelnde, prozessuale und seiner selbst nie sichere Denken denunziert. Dabei ist es eben dieser Gestus des Fragens und des Infragestellens, mit dem sich das Subjekt der Erkenntnis in Erscheinung bringt und in seiner Subjektivität behauptet.

Deshalb: bestehen wir auf unseren Fragen, bestehen wir auf unserem Wunsch nach Erkenntnis – fliegen wir in Spiralen!

## ► Anmerkungen

- 1 Heinrich Heine, 1853/54, S. 377.
- 2 Brief an George und Tom Keats, 22. Dezember 1818 (Keats, 2002).

## ► Literatur

Adorno, Theodor W. (1977). Marginalien zu Theorie und Praxis. *Gesammelte Schriften* 10,2 (S. 759-782). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Blumenberg, Hans (1996). *Arbeit am Mythos*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Freud, Sigmund (1920). Jenseits des Lustprinzips. *Gesammelte Werke XIII* (S. 1-69). Frankfurt am Main: Fischer.

Gast, Lilli (2005). Zur Psychoanalyse an der Universität. Eine Unverzichtbarkeits-erklärung. *Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik*, 22 (2) (Nr. 55), 5-19.

Haubl, Rolf (2007). Neue moderne Leiden. In Gertraud Schlesinger-Kipp & Rolf-Peter Warsitz (Hrsg.), »Die neuen Leiden der Seele«. *Das (Un-)Behagen in der Kultur. Dokumentation der Herbsttagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV)*. o.O., o.V.

Heine, Heinrich (1853/54). Zum Lazarus. In ders., *Heinrich Heine Werke*, Bd. 2 (S. 377-385). Wiesbaden: Löwit.

Keats, John (2002). *Selected Letters*. Oxford: Oxford University Press.

Seibt, Gustav (2008). *Deutsche Erhebungen. Das Klassische und das Kranke*. Lüneburg: zu Klampen.